

Kulturelles Wort
Redaktion: Stephanie Pieper

Sendung am: 27.12.2020
19.05 – 19.15 Uhr

GEDANKEN ZUR ZEIT

Bewegte Zeiten

Von Corona bis Cancel Culture – das Kulturjahr 2020

Von Hannah Lühmann

NDRkultur

**GEDANKEN
ZUR ZEIT**

sonntags

19.05 – 19.15 Uhr

An- und Abmoderation: Stephanie Pieper

Manuskript: Hannah Lühmann

Sprecherin: Astrid Vits

Telefon:
0511 / 988-2321

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z. B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Anmoderation:

„Was für ein Jahr!“ So rufen wir dieser Tage vielfach aus. Man müsste noch mal all die „Was uns 2020 bringen wird“-Vorhersagen aus dem Januar hervorholen – und sie mit der Wirklichkeit abgleichen: Aber wer konnte auch schon ahnen, dass ein Virus die ganze Welt im Griff haben würde – mit herben Folgen auch für den Kulturbetrieb, für viele Künstler*innen hierzulande. Die Kultur versucht weiter tapfer, Corona zu trotzen – aber einfach ist das nicht. Gleichwohl bot dieses Jahr auch Raum für andere gesellschaftliche Debatten, etwa über die „Cancel Culture“. Immer wieder geht es dabei nicht zuletzt darum, welche Debattenkultur wir eigentlich pflegen.

Beitrag:

Vielleicht muss man sich das Kulturjahr 2020 als apokalyptisches Roadmovie vorstellen: in einer völlig versteppten Geisteslandschaft stehen sich die letzten Überlebenden mit geladenen Waffen gegenüber oder rasen funkensprühend auf existenzieller Mission durch die Einöde. Corona hat uns alles genommen, was uns in den vergangenen zehn Jahren Reste der Illusion ließ, das Feuilleton sei der Ort, an dem freundliche Intellektuelle in liebevoller Kleinarbeit die neuesten Kulturerzeugnisse bewerten. Es gibt kein Theater mehr, keine Kinos, keine Museen, und was uns bleibt sind die grellen Schlaglichter der sogenannten Kulturkämpfe, in denen es immer um alles geht: Meinungsfreiheit oder Zensur? Freiheit oder Gerechtigkeit? Rassismus oder Empowerment?

Bevor im März der erste Lockdown seinen Schatten über das Land wirft, blühen in unserem Feuilleton aber noch zarte Pflänzchen der Normalität: Mit einer heute befremdlich erscheinenden Inbrunst widme ich mich der Frage, ob Greta Gerwigs Kostümfilm „Little Women“ feministischen Standards genügt. Vor der Oscar-Nacht streiten wir uns im – heute verwaisten – Newsroom ausufernd darüber, wie der Live-Ticker zu gestalten sei. Und ich schicke einen Kollegen zum Dresdner Semperoperball, von wo er eine geniale Reportage mitbringt, in der er das dortige Geschehen zum „Dresden-Drag-Race“ erklärt, zur „heterosexuellen Travestie“. Er unterhält sich dafür mit Teenagern im Raucherzelt, trinkt Glühwein beim Public Viewing – undenkbare Exzesse der Nähe aus heutiger Sicht. Als sich in Thüringen der FDP-Politiker Thomas Kemmerich mit Stimmen der AfD zum Ministerpräsidenten wählen lässt, sagt ein Kollege: „Merkt euch den 5. Februar!“ und meint damit den Anfang vom Ende der Demokratie.

Als die Welt sich dann tatsächlich verdunkelt, versuchen wir Zeichen zu lesen: Wir analysieren den Begriff „Ausnahmestand“. Wir laden Denker und Denkerinnen ein, die aktuelle Situation auf ihr gesellschaftsveränderndes Potenzial hin zu beleuchten. Wir schreiben Selbstfindungsesays, in denen wir während des Lockdowns unsere Schreibtische entrümpeln und uralte Korrespondenzen mit bundesrepublikanischen Schriftstellern entschlüsseln. Wir geben sogar einen Corona-Fortsetzungsroman in Auftrag, er stammt von Thomas Glavinic. Ich glaube, es ist der erste seiner Art im deutschsprachigen Feuilleton und er beschäftigt sich hauptsächlich mit Kryptowährungen. In den folgenden Wochen entsteht eine ganz neue Art von Essay in den deutschsprachigen Feuilletons, die darauf abzielt, Corona als Metapher für gesellschaftliche Veränderungen zu lesen: das Virale als Grundverfassung unserer Zeit, unsere Hörigkeit gegenüber den Maßnahmen als autoritäre Sehnsucht. Das scheitert allerdings bald daran, dass Corona keine Metapher ist, sondern furchtbar real. Und so steigen wir, enttäuscht von der erkenntnistiftenden Funktion der Seuche, auf unsere Kulturkampfmobile und ziehen hinaus in die Einöde, um nach potenziellen Gegnern Ausschau zu halten.

Im März begegnet uns ein Trupp Rowohlt-Autoren, die sich für eine Art apokalyptische Reiter halten. Sie befinden sich im Kampf gegen Woody Allen, dessen Autobiographie sie verhindern wollen – als Akt der Solidarität mit seiner adoptierten Tochter, die dem Regisseur seit Jahrzehnten vorwirft, sie missbraucht zu haben. Der offene Brief der Autoren ist die Eröffnung einer Reihe von Debatten, die sich im Kern um die immer gleiche Frage drehen: Soll etwas stattfinden oder soll es nicht stattfinden? Muss Woody Allen, dem – so die Logik – „mächtigen“ alten weißen männlichen Regisseur seine „Plattform“ entzogen werden, damit andere Stimmen sprechen können, schwächere, oder – so ginge das Framing wohl weiter – „interessantere“ Stimmen?

Im April jedenfalls erklingt eine brutale Stimme: Till Lindemann schreibt ein Gedicht. Es handelt davon, wie das Lyrische Ich eine Bewusstlose vergewaltigt. Es kommt zu Protesten. Lindemanns Verlag bekundet daraufhin erst, die Protestierenden hätten den Unterschied zwischen Verfasser und Lyrischem Ich nicht verstanden. Und dann, als die Proteste nicht aufhören: dass die eigene Reaktion unangebracht gewesen sei, so der Verlag, man sich entschuldige und in Zukunft sensibler mit dem Thema sexuelle Gewalt umgehen werde. Der seltsamste Aspekt von Cancel Culture beginnt sich zu zeigen: der kolossale Mangel an Souveränität, den die Institutionen an den Tag legen, sobald ein Shitstorm sich am Horizont abzeichnet. Diese gespenstische Abfolge immer gleicher Schritte, bei der jemand etwas tut, dafür öffentlich angegriffen wird und sich dann entschuldigt. Als ließe sich nicht voraussagen, wie bestimmte Kreise auf Social Media auf bestimmte Themen reagieren – als ließe sich nicht zu den eigenen Entscheidungen stehen, als ließen sie sich nicht verteidigen.

Der Mai bringt nach der Ermordung von George Floyd eine neue Ernsthaftigkeit: Wir lesen Bücher über schwarze Geschichte und das Buch der jungen Schwarzen Journalistin Alice Hasters. „Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen aber wissen sollten“ erklimmt die Bestsellerlisten. In Boston wird eine Statue von Christoph Kolumbus geköpft, in Bristol stürzt der Sklavenhändler Edward Colston ins Meer. Die Welt erscheint dank #blacklivesmatter auf einmal als postkolonialer Schuldzusammenhang. Die Denkmalstürzer haben das Gefühl, gegen eine herrschende Ideologie anzugehen. Diejenigen, denen das Stürzen suspekt ist, fühlen sich ihrerseits von ideologischem Handeln angegriffen. Im Juni diskutieren wir bereits darüber, ob Kant gecancelled werden muss, denn er habe in seinen anthropologischen Schriften „den europäischen Rassismus mitbegründet“. Immerhin lesen wir dadurch auch Kant wieder – das Schöne an den Cancel-Debatten ist, dass man sich wirklich anstrengen muss, um in ihnen etwas zu sagen, das nicht schon tausendmal gesagt worden ist.

Im Juli veröffentlichen 150 prominente Intellektuelle einen Brief, indem sie das intolerante Klima beklagen. Der „freie Austausch von Ideen und Informationen“ sei „zunehmend eingeengt“. Zu den Unterzeichnern gehören J.K. Rowling, die gecancelled wurde, weil sie sich angeblich transfeindlich geäußert hat, und Daniel Kehlmann, der sich kritisch mit der Rolle des Staates in der Corona-Krise auseinandersetzt. Der Brief ist klug, er unterstützt ausdrücklich die Proteste für soziale Gerechtigkeit und gegen Polizeiwillkür. Aber er argumentiert, dass Widerstand nicht zum Dogma werden dürfe, wenn die liberalen Linken es nicht den Rechtspopulisten gleichtun wollten.

Im Spätsommer begann es also gerade interessant zu werden, dann jedoch schwang jemand von irgendwo ein Lasso, das uns alle wieder zurückholte in den Zwangsreigen der Cancel-Culture-Debatten: In der Hitze des Augusts tritt die Kabarettistin Lisa Eckhart auf die Bühne, mit spitzen Fingern und giftgrünen Blazern steht sie in der Landschaft, denn auch sie wurde gecancelled, was bedeutet: bei einem Festival erst ein- und dann wieder ausgeladen. Ist sie Antisemitin oder sind ihre Witze über Juden und MeToo luzide Rollenprosa, geeignet, unsere Vorurteile zur Kenntlichkeit zu entstellen? Darf sie, der Maxim Biller eine „sehr, sehr blonde HJ-Frisur“ attestierte, zum „Literarischen Quartett“ eingeladen werden, wie es im Dezember geschehen ist, wo einst der Holocaust-Überlebende Marcel Reich-Ranicki die Regie führte? Darf Satire denn nun alles und wenn nicht, was genau darf sie nicht? Hört Humor da auf, wo Minderheiten im Spiel sind? In diesen Fragen hängen wir seitdem fest, und es sind, seien wir ehrlich, keine konstruktiven Antworten in Sicht.

Zu allem Unglück kursiert seit September eine Art deutsche Version des erwähnten offenen Briefes für den Erhalt des Liberalismus, er ist überschrieben „Appell für freie Debattenräume“. Er sieht „Informationsinseln versinken“, das freie Denken im „Würgegriff“, den „Meinungskorridor verengt“. Warum ist es so schwierig geworden, diese Debatten zu führen ohne dass man sich in den ewig gleichen Austausch der ewiggleichen Klischees begibt? Wie ist ein politisches Feuilleton möglich, das diese Fragen auf ein neues Niveau hebt? Es gibt Ansätze, und das macht Hoffnung. Das junge ZDF-Format „13 Fragen“ versucht, Menschen aus verschiedenen Lagern zusammenzubringen und sie so lange diskutieren zu lassen, bis ein Konsens erzielt ist. Die monatelangen Aufenthalte in der eigenen Wohnung haben unsere Neigung verstärkt, uns stundenlange Podcasts anzuhören und uns so intensiv in Sachverhalte einzuarbeiten.

Was fehlt, sind die öffentlichen Intellektuellen – das, was es einmal an Diskussion gab, ist zur Persiflage geworden, wie man es jüngst im „Literarischen Quartett“ gesehen hat, das mit der Einladung von Lisa Eckhart zur apokalyptischen Freakshow verkommen ist. Nicht weil Eckhart wirklich antisemitisch wäre,

sondern weil das Format in seiner derzeitigen Gestalt keinen Raum für den ernsthaften Austausch über Literatur mehr bietet.

2020 ist das Jahr, indem wir unsere Rollen im Kulturkampf so perfekt eingeübt haben, dass wir genauso gut die des Gegners spielen könnten. Das Jahr deswegen canceln zu wollen, wäre übertrieben. Aber es steht zu hoffen, dass die Euphorie, mit der wir hoffentlich, irgendwann, nächstes Jahr in die Theater und Museen, in die Kinosäle und Clubs zurückströmen werden, unsere Fantasie beflügelt. Dass sie uns Wege finden lässt, wie wir der apokalyptischen Einöde eine neue Form geben können. Dass sie uns aufhören lässt, unsere immer gleichen, besserwiserischen Rollen als Kulturlinke und Liberalkonservative zu spielen. Dass wir neue Formate erfinden, neue Unterhaltungen führen oder eben uns gerade wieder auf das besinnen, was einmal war, bevor Corona alles kaputtschlug. Die Welt war doch eigentlich ziemlich schön.